

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 8 (1918)

Heft: 22

Artikel: Anna

Autor: Schweizer, Walter

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-638213>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

angelegten, gedankentiefen Gemälde verfehlten auf keinen Besucher des Museums den nachhaltigen Eindruck. Sie bereiten verheizungsvoll auf die übrigen, leider nur zu rasch durchwanderten Säle vor. Und ob man den Rundgang nun links herum mit den Alten oder rechts herum mit den Modernen beginne, immer schließen sie den Eindruck kräftig und befriedigend ab.

In einem der interessantesten innern Säle — es hangen dort u. a. Werke von Karl Stauffer — finden wir ein Selbstbildnis des 28jährigen Hodler; es benennt sich „Der Zornige“ und zeigt eine Männer-Halbfigur mit leidenschaftlich herumgeworfenem härtigem Kopf, aus dem zwei zornesfüllte Augen den Betrachter anbliden. Das Bild ist charakteristisch für den Hodler der Übergangszeit. Die dünnen Porträttöne gehören noch der alten Schule an, die er bis zum reifen Künsten durchgearbeitet hatte. Die abwehrende Geste, die flammenden Augen deuten auf den späteren Hodler hin, auf seine Eigenmächtigkeit, auf den unbeugsamen Willen, ein Eigener zu sein. Jahrelang ist er dann einsame Pfade gewandert. In dieser Zeit steht er uns menschlich wohl am nächsten. Denn Suchende sollen wir ja alle sein. Weit über die Grenzen seiner Kunst hinaus wirkt er durch sein Beispiel, wie man sich selber treu bleiben muß, um etwas Tüchtiges zu leisten. Dadurch ist er ein Großer geworden, und wir jögern nicht, ihn zu den Größten des Schweizervolkes zu zählen.

Noch stehen wir alle unter dem Eindruck der Hodler-Ausstellung von Zürich vom letzten Jahre.*). In mehr als 600 Nummern war hier sein Lebenswerk zusammengestellt. Er war ein unermüdlicher Arbeiter; auch darin hat er dem Schweizervolk vorangeleuchtet, das die Arbeitsamkeit als eine seiner nationalsten Tugenden zu schätzen weiß. H. B.

Anna.

Skizze von Walter Schweizer.

(Nachdruck verboten.)

Sie hatte es eigentlich nie so recht gemerkt, daß sie einsam stand.

Sie war gut erzogen und ihre Aussichten für das Leben waren zuerst wesentlich andere gewesen.

Der Vater verlor eines Tages das Vermögen und starb vor Gram. Mit der gebrochenen Mutter zog sie weit weg und suchte sich einen Verdienst, der sie beide nährte. Als Verkäuferin an der Filiale einer großen Firma hatte sie einen Posten von gewisser Annehmlichkeit. Sie genoss äußere Selbständigkeit, allerdings war auch die Verantwortung erheblicher.

Da erkrankte die Mutter, siechte jahrelang. Schwer mußte Anna kämpfen. Für Kranke ist viel Geld und Liebe nötig. Das Geld reichte knapp für die gesunden Tage und um der Leidenden Liebe zu erweisen, fehlte ihr die Zeit. Darum nahm sie die Nacht her und das nötige Geld entlehnte sie. Denn die Mutter sollte nichts entbehren.

Nachdem die Arme ausgelitten hatte, war Annas Gesundheit heruntergekommen und Schulden harrten ihrer Tilgung. Sie brauchte lange, bis das Geborgte gelöscht war.

Darüber verlor sie die Jugend. Sie fühlte es aber nicht. Sie war erst nach dem schweren Umsturz — froh gewesen, daß sie nach langem Suchen eine gute Stellung fand; froh, daß sie diese ordentlich versehen konnte; froh alsdann, daß ihr jemand die Mittel lieh und daß sie körperlich imstande war, die Mutter zu pflegen, froh, nachher, daß sie das Entlehnnte wieder zurückgeben und sich selbst nach und nach erholen konnte.

Ein steter Kampf eben. Ein Kampf, in dem es kein Vorwärtskommen gab, in dem immer neue Widerstände auftauchten, in dem sich die Kräfte wohl erschöpften, der dem

Kämpfer aber immerhin Genugtuung verschaffte. Weil der Kämpfer jung und kräftig war. —

Langsam kam Anna dann zu dem Bewußtsein, daß es ihr eigentlich nun ganz gut ging. Sie lebte verhältnismäßig — wenn sie nicht daran dachte, daß ihr einst eine andere Lebensmelodie erklingen war — recht angenehm. Konnte sich manchmal etwas erlauben, konnte fürs Alter etwas zurücklegen.

Die Zeit steht nicht still. Die Augen lernen anders sehen, die Ohren anders hören; die Empfindungen wandeln sich; die Gewohnheit vernichtet manchen Reiz der Tage.

Eine gewisse Unbehaglichkeit schlich sich nach einer Weile in Anna. Es war alles wie vorher und doch nicht. Sie konnte sich's nicht nennen, was sie hatte oder was ihr mangelte. Nach einem Grübeln glaubte sie's zu erraten; es war wohl etwas wie Langeweile! Es ging ihr zu gut! Es knebelte sie keine Plage mehr!

Die Vergnügungen, wie sie ihre Genossinnen suchten, die zogen sie dank ihrer Erziehung nicht an. Sie bedurfte aber doch wohl einer Verstreitung. Sie hielt Umschau. Eine Stadt bietet Verstreutungen genug, auch solche in einfacher, edler Form. Und dann hatte sie auch ihre Bücher.

Auch acht Tage Ferien bekam sie und siedelte sich im Oberland an. Wie das wohlta! Aber — nur acht Tage.

Der ewige Trott, das war's! Ein bisschen Abwechslung bedarf der Mensch. Die hatte sie jetzt und nun war's gut!

Doch es blieb nicht so. Nach einer Zeit regte sich das Unbekannte in ihr wieder. Sie nahm es überall mit. Sie ging damit fort, spürte es draußen unter den Menschen und kehrte damit heim. Es war in ihr im größten Tumult wie zu Hause in ihren stillen Wänden.

Das Unbekannte lastete auf ihr, drückte sie nieder, stahl ihr die Arbeitslust, den Gleichmut, die Ruhe und den Schlaf. Ihre Tätigkeit war ihr zuwider, jedes Vergnügen hinterließ eine schale, öde Stimmung. Sie schritt traurig und ratlos durch die Tage.

Da brach der Krieg aus. Durch die Völker sauste ein Sturmwind und rüttelte sie auf aus jahrzehntelangem Frieden, blies in die Winkel der Genußsucht und Trägheit, des Eigennützes und Schlendrians, Staub und Schlade und Unrat flohen hinweg und vieles Schöne, Starke, Edle und Hohe — vieles, was erst gar nicht vorhanden zu sein schien — ward sichtbar und leuchtete in reinem Strahl.

Die Orgel des Alltags war verklungen. Eine Sturmweise von unbeschreiblicher Gewalt scholl unter dem Himmelsrund hin und rief auf zu heiligem Zorn, zum Kampf vielleicht? oder doch zur Wacht! —

In das Volk kam Leben, in der Stadt wie auf dem Lande. Die Sehhaftesten wurden beweglich, die Alten jung, die Jungen reisten über Nacht. Standesunterschiede vermischten sich; Streitigkeiten wurden vergessen; geschlossene Hände sprangen auf; dürre Gemüter erblühten; Herzen öffneten sich und glühten in Liebe und Begeisterung.

In der Stadt strömten naturgemäß all die erweiterten Kräfte zusammen, die sichtbaren wie die unsichtbaren.

Anna blickte nach dem ersten Schrecken mit großen Augen umher. Wie verändert waren die Straßen, die Menschen, der ganze Lebensgang; die Reden, die Ansichten, die Wünsche!

Sie sah die Truppen im Rausch der Begeisterung ausziehen; sie sah die Weinenden und doch wieder stolzen Frauen; wußte man ja noch nicht, ob nicht auch des Krieges blutige Wogen unser Schweizerländchen überflutet würden; sah die halb verdutzte, halb in kindlicher Unschuld jubelnde Jugend.

Und — stand vergessen daneben!

Niemand hatte für sie Zeit, niemand suchte bei ihr Verständnis, niemand Trost. Sie konnte ja nicht mitreden bei diesen Müttern, die ihre Söhne, diesen Frauen, die ihre Männer hingaben zu Schutz und Trutz an des Landes

*) Anmerkung: Siehe „Berner Woche“ 1917 Nr. 25.

Marken Wacht zu halten. Weder Land noch Haus noch Kind noch Herd bedurften bei ihr des Schutzes.

Sie war allein! Sie war die Einsame! Eine einschichtige Nummer, schwächlich mit der Allgemeinheit verbunden, die gerade in diesen Tagen so wuchtig in Erscheinung trat.

Eine Einsame! Das war's! Das war das Unbekannte, das in ihr schon vordem bohrte! Nun wußte sie's. — Und fühlte es doch tausendfältiger —

Abseits vom Leben stand sie nun mehr denn je. Weder Vater noch Gatte noch Bruder noch Better noch Geliebter oder Freund vereinte sie mit den großen wunderbaren Ereignissen der Zeit. Sie hatte keinen Menschen, der zu ihr gehörte, keinen, der um sie sorgte, keinen, um den sie es tun konnte. Eine Einsame . . .

Eine Wunde war in ihr aufgebrochen, die stetig blutete.

Sie konnte Worte wie „mein Vater“, „meine Mutter“, „mein Bruder“, „meine Schwester“ nicht hören, ohne stechenden Schmerz zu empfinden. Der Neid schwieg Tag und Nacht nicht in ihrem Herzen, denn wohin sie schaute, zeigten sich ihr die Bande der Natur.

Und so ward sie tief unglücklich. Sie stand im Leeren — sie sah ins Leere.

Eines Tages regte sie eine Bekannte zu einem Besuch von französischen Soldaten an. Schon waren sie zu Hunderten frank zurückgekommen, die die Strapazen der Grenzwachtzeit nicht aushalten konnten.

„Gehen Sie einmal mit! Und stecken Sie Zigaretten zu sich. Die braven Leute haben eine mächtige Freude, wenn man mit ihnen plaudert! Und sie rauchen die meisten gern!“

Erst zögerte Anna. Dann laufte sie mit siebrigem Stolz ein. Zigaretten, Schokolade, verschiedenes, wovon sie dachte, den Soldaten Freude zu bereiten.

Da zeigte sich doch ein Fäddchen, das sie mit der Menschheit und ihren Interessen verband, wenn auch so zart und fein wie ein Spinnwebfäddchen.

Als sie in den großen Saal trat, fuhr erst ein lärmender Schrecken durch ihre Glieder. Den Männern stand sie, infolge ihrer Lebensverhältnisse, ziemlich fremd gegenüber. Sie hatte sie mutig und kraftstrotzend hinausziehen sehen. Daß sie hier so zahlreich und wie gefällt in den Betten lagen, erschütterte sie. Und als sie näher hintrat, flammtte der Brand des Mitleides in ihr Herz.

So weh war ihr. Unter körperlichem Schmerz preßte sie die Tränen hinunter. Jedem der Dahinliegenden hätte sie die Hand drücken, ihm ein liebes Wort sagen mögen. Erst als sie bemerkte, was für ein starker, ja froher Geist hier bei diesen Schweizermännern herrschte, faßte sie sich.

Aber da war etwas, was bis in ihre tiefsten Tiefen wirkte: die Pflegerinnen.

Wie helfende Mütter bei hilfsbedürftigen Kindern bewegten sie sich zwischen den Kranken. Im schlichten Kleid, mit schlichtem Wort und Wesen walten sie, gar lieb und vertraulich mit jedem. Hier gerufen, dort mit glänzendem Blick begrüßt, von einem bedankt, vom andern gebeten, diesen stützend, sanft beruhigend, mit jenem ein Scherzwort tauschend!

Und „Schwester“ nannten sie sie.

Das konnte sie nicht genug betrachten. Dieser Anblick brachte ihr Inneres zum Wallen und Beben.

„Schwester!“ Wie schön und heilig das Klang. Wie einfach, wie innig! Und die da lagen, waren Brüder und Schwestern und wurden in Liebe gepflegt von ihnen! Ja, Brüder und Schwestern in der Zeit der Not und des Elends!

Aller Schein, alles Hohle und Aufgeputzte, alles Fremde und Lieblose war verschwunden. Mensch stand zu Mensch in einem wunderbaren Verhältnis unschätzbarer Güte.

Der Eindruck auf Anna war so lauter und schön und überwältigend dabei, daß nicht einmal der gewohnte Neid hochdrängen konnte. Doch eine heiße, heiße Sehnsucht lebte auf. Und mit ihr verließ sie den Saal.

Schwester! Das Wort verließ sie nicht mehr. Das Wort und der Begriff. Nicht mehr einsam sein! Nicht mehr abseits stehen und ärmlich im Leeren wandern, sondern mitmachen, mithelfen, mitsorgen, mitleiden! Eine traute, treue, opferwillige Schwester allen franken Menschheitsgeschwistern sein. Den Armutsten der Armen, die vom lebendigen Leben ausgeschlossen sind, Liebe schenken, sie dem Siechtum, ja dem Tode entringen suchen oder doch das Schwere ihnen erleichtern, das Schmerzliche lindern, wenn schon ihre Bestimmung das Scheiden ins Ewige war!

Nach wenig Monaten trug auch Anna das schlichte Kleid; in ihr so lange müde blödendes Gesicht waren Frische und Regsamkeit gekommen. Sie hatte ihr Selbst hingegeben; sie war eine „Schwester“! Wie eine Lieblosung klang ihr der Name.

Durch all das Unglück, das Klagen und Jammern um sie her ging sie mit einem ernst-glücklichen Glanz in den Augen. Sie war zufrieden. Sie hatte nun eine große Familie. — Sie, Anna . . .

Der große Kongreß auf dem Kasinoplatz in Bern.

Von Jeremias Gotthelf.

7

Zum Glück het das Niemer wyters ghört, es wär ihm süß gange wie d'r Zbinde Marei, es wär grusam usglachet worde, wil es gmeint het, es syg da nuime um z'treke z'tue und zwar noh Crème und es well z'vorderst sy's Mul dra hänke. D'rzu ist Sterne Styneli grusam höhns worde, wege d'r unverschämte Sabine und het gseit, mi soll ihm dä Sturm mache z'schwyge, süß well es dere mit sym Finkle d's Mul vermachte. Es het nämlich am rechte Fuß geng e Finkeschuh treit vo. wegem Podagra, er wär emene Elephant z'groß gsy, und Styneli ist grusam bös gsy über da Podagra, wie ihm d'r Doktor säg. Es wüß nit wo dä doheim syg, het es gseit, aber allweg syg er e Uhung. Du het me probiert die Sabine z'gschweige mit Gwalt u Liebi, und endlich het die gseit, jetzt heig si gnue, si well gah, aber es werd de en Andere ume cho. Ihre Monsieur müß dä paysan la cho, wo d'Stadt mit Herd z'Dred verschließt und dä d'rzu mit d'm Galge wo die Leitere d'rzu ghör, das werd de enandere scho erleje und sih erzeige wer d's nächst Mal red. Und d'rmit ist d'Sabine furt glurret wie es Weipi und d's Küppeli nache, wie d'Geiße dem Bock. Du seit Sterne Styneli: So, su cha me doch einist es vernünftigs Wort rede, daß die Giftkrot furt ist. Ja, ja, Zyte sy Zyte und Gwalt ist Gwalt und mit Gwalt bührt me e Geiß hinten ume. Wo Anno zwölfi d'Destricher cho sy, da ha nih o noh öppis zwängt, da ha nih gmacht, daß d'Berner d's Aargau nit übercho hei, vo wege ih bi e Aargäuer, bi z'Holzite daheim, aber ih miech's nimme, vo wege, was ha nih d'rvo gha, nit e hölzige Kappe. Wo si d'Klöster ysacket hei, ha nih gmeint si jolle mer oh so nes Chlösterli gä, öppé wenn's zlezt nume Muri wär, aber si hei nit nebe ume gluegt. Werde denkt ha, selber freße macht seif. Da ha nih gseh, ih zwänge nüt meh, aber wenn mer z'same stande, Eis für d's Andere, de ja fryslisch, da zwänge mer öppis, da sage mer hott und si müsse hott, und d's ander Mal häst und si müsse bim Donstig häst. Aber jetzt, excusez, müß ih d'Vergammlig usha. I muß pressiere und hei. Mer hei hinecht Jude und Koszwältsche übernacht und Strolche vo Tezin. Da muß ih d'rby sy. Die Einte wei's laufcher und die Andere schmuzig und die Dritte freße wie d'Hung, we me nes i Säumelchtere darstellti, si leerte se u schleckete noh Löcher i's Holz.

Es ist viel gredt worde und d'Sach ist die, daß wenn d'Sach recht z'Tade zoge wird, su chunt's gut, daß me öppé d'rby sy cha. Sobald mer d'r Surkabis ygmacht hei, will ih d's Comité z'same hschicke und de wei mer scho luege, daß d'Sach e Nase überchunnt. Und wenn me de die het, su will